

Ein Bauer verkauft seinen Landbesitz und wird Sticker

Autor(en): **Wehrli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **58 (1983)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Bauer verkauft seinen Landbesitz und wird Sticker

Einleitung der Redaktion: Im Jahre 1945 erschien im Artemis Verlag in Zürich der Roman «Regula Wendel» des Zürcher Schriftstellers Paul Wehrli. In hochdramatischer Weise bietet er Einblick in das einstige Stickerleben im Thurgau, das gute, einträgliche, aber auch kritische Zeiten durchmachte. Der Roman bietet eine Illustration zu der geschichtlichen Arbeit von Dr. Georg Wyler. Paul Wehrlis Großvater war Stickerfabrikant gewesen, und Wehrlis Mutter «berichtete vom Fädeln als einer Tätigkeit, die ihr die Kindheit verdüstert habe», wie Paul Wehrli schreibt. Wir drucken aus «Regula Wendel» den ersten Teil des Kapitels unter obigem Titel ab.

Meine Heimat ist Ätlichofen. Es hat keinen Zweck, das Ortsbuch der Schweiz nach diesem Dorfe zu befragen – der Flecken findet sich nicht darin. Ich schreibe nicht Geschichte und keine Dorfchronik; ich will einfach im Buch der Erinnerung blättern und von mir und meinem Leben berichten. Es ist gleichsam ein Stück Leben von mir aus gesehen, Geschichte privater Natur, die freilich für mich zur Weltgeschichte geworden ist, insofern ich als fühlender Mensch daran teilgenommen habe. Wie könnte also das, was ich aus der Erinnerung niederschreibe, Anspruch auf objektive Wahrheit erheben? Ich schreibe von der Warte eines Neubegonnenen Lebens aus. Noch gestern hätte ich die Farben dunkler gemischt und tiefere Schatten aufgetragen; noch gestern wäre mir nicht mit solcher Leichtigkeit die Feder über das Papier geglitten wie heute, da ich von jedem Alpdruck befreit die Aufzeichnung versuche. Wo liegt die Wahrheit? Liegt sie dort, wo ich aus dem Gefühle der Kränkung und Bitternis heraus die Geschichte des Zusammenlebens einzelner Menschen gestalte? Oder findet sie sich dort, wo ich verzeihend und verstehend die Geschehnisse deute? Wer könnte das sagen, und wer weiß nicht, daß

jeder Standpunkt Beschränktheit ist, daß Stellungnahme Parteinahme bedeutet und ebensoweit von der Wahrheit entfernt liegt, wie die Erde von der Sonne ist? Und darum sage ich, daß Ätlihofen sich nicht im Ortsbuch der Schweiz befindet.

Es ist nicht aufgezeichnet und ist doch ein wundersamer Flecken der Schweiz. Im Sommer wird das Dorf von fruchtbaren Äckern und Baumgärten umhegt, über die ein klarblauer Himmel seine Flügel spannt. Die Hügel, auf denen im Mittelalter die Zinnen kühner Burgen standen, treten zurück und senden ihre Bäche dem Thurstrom zu, der außerhalb der Gemeinde in eine breite Ebene gebettet liegt. Die Namen der Geschlechter, die hier ansässig sind, weisen in die alemannische Zeit zurück, und in jenen fernen Jahrhunderten muß auch der Urahne unseres Stammes aus dem Norden her eingewandert sein, denn auch den Wendels sind die hellen Augen eigen, die Merkmal dieses Menschenschlages sind.

In dieser Gegend – eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt – stand unser Haus – ein einstöckiger Bau mit blankgeputzten Scheiben und helleuchtenden Geranien auf den Gesimsen. An dem Gebäude mochten Generationen gebaut haben. Das verriet schon die große Zahl von Kammern und Stuben, die darin untergebracht war, das zeigte die merkwürdige Vortreppe, die vor dem Hause zum Eingang emporführte, und davon redete auch die Flucht der Fenster, die plötzlich geknickt ihre Linie eine Handbreite weiter oben fortsetzte. Wie aus der Schulter gerenkt kam einem das Gehöfte vor, weder in die vergangene noch in die gegenwärtige Zeit gehörend, so, als stünde es mit einem Fuße in der Luft und mit dem andern auf dem Boden. Verpfuscht sei alles, pflegten die Architekten zu sagen. Das Haus stehe schief und schiele, weiß Gott wohin. Jede Ausbesserung

bedeute Verschlimmerung, und es wäre das beste, das Haus einzureißen und ein neues zu bauen.

Mein Vater teilte diese Ansicht auch, wenigstens den Bauleuten gegenüber. Zu Hause pflegte er dann gottsjämmerlich auf die Herren Architekten zu schimpfen und zu sagen, daß er diese Sorte von Leuten kenne. Sie versuchten, ihm den Verleider anzuhängen, aber so blöde sei er nicht, sein Geld den Spöttern in den Rachen zu jagen. Vorläufig sei *er* Herr im Hause, und wenn schon gebaut werden müsse, so bestimme *er* den Baumeister und niemand anders.

Den Gedanken an ein neues Haus hegte mein Vater erst, als es uns besser zu gehen begann. Unliebsame Erlebnisse mit diebischen Knechten und Widerwärtigkeiten mit schwatzhaften Mägden hatten ihn bewogen, einen Teil seiner Äcker und Wiesen zu verkaufen und sich mit der Handstickerei zu beschäftigen. Das Stickereigewerbe mit der Möglichkeit, eher zu Geld und zu Vermögen zu kommen, veranlaßte damals viele Bauern, die Gabel mit der Stickmaschine zu vertauschen und ihr Glück zu versuchen. Die junge Industrie, die kräftigen Wind in ihren Segeln fühlte, begann, sich auszubreiten, und bald gab es kein Haus thurauf und thurab, wo nicht in irgendeinem Winkel eine Stickmaschine stand.

Eine und mehrere Maschinen in unserem vielkammerigen Hause unterzubringen, bereitete keine Schwierigkeiten. Man brauchte nur die trennenden Wände niederzureißen und Stützbalken an ihre Stelle zu setzen, um aus mehreren leerstehenden Zimmern des Ostflügels einen Fabrikraum zu machen, in dem bequem etliche der eisernen Ungetüme aufgestellt werden konnten. Als das Geschäft zu blühen begann und nicht genügend Hände vorhanden waren, um der außerordentlich starken Nachfrage standzuhalten, ließ mein Vater die Räume zu beiden Seiten des Ganges zu einem großen Ar-

beitsraum vereinen, wobei nun die Wände gegen den Korridor hin beseitigt und durch kunstlose Balken abgelöst wurden. Eine Türe schloß die Fabrik gegen den bewohnten Teil des Hauses ab; Glasfenster gestatteten meinem Vater jederzeit, von der Büroschwelle aus einen Blick in den Arbeitsraum zu werfen und das Dutzend der Handsticker und Fädlerinnen zu überwachen.

Auch in diesen Tagen, von denen ich sprechen will, ist mein Vater nicht Vollsticker gewesen. Obwohl Fabrikant, hat er doch erst allmählich und im Laufe der Jahre sich des bäuerlichen Grundes und Bodens entäußert. Ganz am Anfang betätigte er sich als Haussticker, indem er nur so zwischenhinein und am Abend – freilich dann bis in die späte Nacht – an der Stickmaschine saß, während ihn die Stunden des Tages auf den Feldern sahen. Mit der Zeit wechselte das Verhältnis. Aus einem Viertelssticker wurde ein halber und ein Dreiviertelssticker. Jogg – wie mein Vater geheißen wurde – war immer seltener auf dem Acker zu sehen. Knechte und Mägde besorgten die Saat und das Einbringen der Ernte, und je mehr er sich seiner ursprünglichen Tätigkeit entfremdete, desto heftiger begann er auf den Bauernstand zu schimpfen: das Kapital, das der Bauer mit seiner Hände Arbeit, mit dem Güllenwagen und der Mistgabel im Boden verwerche, rentiere nicht, arbeite zu langsam und werfe nichts ab, und solange es nicht gelinge, die Saat mit der Beißzange innert weniger Stunden in die Länge zu ziehen, so lange sei das Bauerntum zu ewiger Armut verdammt.

Die erwähnten Anstände mit Knechten und Mägden beschleunigten dann den Prozeß. Weitere Ländereien, Äcker und Felder gelangten zum Verkauf, und wie sehr sich meine Mutter dem Getue entgegenstemmte, keine Tränen und kein Zuspruch vermochten den Willen des Vaters zu beugen. Geld regiere die Welt, sagte mein

Vater jedesmal, wenn er die Mutter von der Notwendigkeit, neues Land zu verkaufen, überzeugen wollte, und meine Mutter schlug jammernd die Hände über dem Kopfe zusammen, schalt auf den Wahnsinn, der meinem Vater im Kopfe spuke; er möge doch daran denken, daß nicht Geld, sondern einzig Recht und Frömmigkeit Frieden brächten. Umsonst – der Widerspruch und das Entsetzen meiner Mutter änderten den Verlauf nicht, verzögerten ihn einzig, und so kam es, daß schließlich nur noch Mutters Garten und einige kleinere Plätze Land dem Hause verblieben, deren Besorgung meinem Bruder Fritz und mir anvertraut war.

Vorläufig schien der Vater im Recht zu sein. Die Räder liefen, die Pantographen hopsten, die Kluppen schlossen und öffneten sich, und es hatte den Anschein, als sollten die Stickereien des Thurgaus, St. Gallens und des Vorarlbergs sich die ganze Welt untertänig und gehorsam machen. Jogg schmunzelte, wenn er von der Börse in St. Gallen, wo Fabrikanten, Fergger, Sticker und Kaufleute die Aufträge für beide Amerika und halb Europa verhandelten, mit Großbestellungen nach Hause kam. Die Stickerei sei das Geschäft der Welt, behauptete er, und ein Trottel sei, wer nicht bei diesem Wettlauf um das Geld mit Siebenmeilenstiefeln Anteil nehme. Mit neuem Eifer stürzte er sich hinter sein Tun, war der erste, der morgens sechs Uhr zur Arbeit erschien, und der letzte, der den Hock abends neun Uhr verließ; der Lärm der rollenden Wagen erschütterte das Haus; immer gegenwärtig und mit lauernden Augen Musterbretter und Stoffe prüfend, trieb er Sticker und Fädlerinnen bald grollend, bald mahnend zu nie erlahmendem Schaffen an. Ich merkte selbst, wie das Gewerbe zu blühen begann, denn einmal – später zweimal in der Woche – hatte ich meine Feld- und Gartenarbeit im Stiche zu lassen und den Choli vor den Bregg zu span-

nen, um fertige Stickereien nach dem Bezirkshauptort und zur Bahn zu bringen.

Jogg glaubte anfänglich, auch meine Mutter zum Fädeln herholen zu müssen. Sie weigerte sich aber, in der Fabrik zu arbeiten. Sie habe als Hausfrau anderes zu tun, sagte sie; sie müsse schauen, daß das Wenige, das uns verblieben sei, beieinanderbleibe, und er möge sich ein anderes Torenmeitli suchen, das ihm den Handlanger mache. Es setzte an diesem Tage einen fürchterlichen Krach zwischen Vater und Mutter ab, in dessen Verlauf meine Mutter Siegerin blieb. Sie sei in Ehren alt geworden, sie hoffe in Ehren und als geachtete Bauersfrau zu sterben, rief sie aus, und sie habe es, Gott sei Dank, nicht nötig, ihre alten Tage in einem Käfig und an einen Fädeltisch gekettet zu verbringen. Jogg merkte schon, was ihre Antwort bedeutete. Er fügte sich und hat die Mutter nie zusammen mit den andern Arbeitern in die Fabrik bestellt. Höchstens am Abend ließ sie sich drüben sehen, wenn Jogg allein vor dem Musterbrett höckelte, um – wie er sagte – dringende Arbeiten fertig zu machen. Sie sprachen kein Wort – Jogg stickte, Rägeli fädelte, und das geschah oft bis in den Morgen hinein.